

B.T.T.-L.L.
4 V. 27
PERIODIQUES

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 15 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6803

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Rühlstraße 19
Fernsprecher S.-U. 628-21

Erscheint wöchentlich am Samstag
Anzeigenpreis: Für die 10 gespaltene Millimeterzeile 1,50 RM.
Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste

Das ist dein Tag, ein Tag der Sonnen



Die Nacht ist nebeltrüb gesunken,
Hoch steigt der Sonne rote Glut,
Sie taucht das All in Lichtesflut
Und alles dehnt sich sonnenurunter.

Du selbst stehst fühl'n im Maienlichte;
Solch Gruß der langersehnten Zeit,
Und öffnest Herz und Arme weit
Und lächst der ärmlich-feigen Wichte.

Das ist Dein Tag, ein Tag der Sonnen,
Du fühlst des Lichtes volle Pracht,
Du ahnst des Sieges ganze Macht;
Den Lohn im Ringen schwer gewonnen. Paul Doeh

Im Banne der Maschine

Von den Hochfluten flattern die feurigen Fahnen,
Der Erze und Kohle heiliges Mahnen:
Werdet frei — werdet Mai!
Und im wirbelnden Tanze ward Eisen zu Stahl,
Es legte der Geist, es siegt die Zahl —
Wir sind viele — stürmel, Maschine.
Und zur goldenen Sonne geht unser Flug,
Der Flügel, den der Geist uns schuf;
Macht uns frei — Mai!

Max Dorn.

Das neunzehnte Jahrhundert hat eine ungeheure Umwälzung in den Lebensverhältnissen der Menschen hervorgerufen. Das Gesicht der Mutter Erde ist von Grund auf geändert. Wo sich einst mühsam und ächzend die Karawanen des Kaufmanns durch grundlose Wege wühlte, ist heute ein dichtes Netz von Land- und Wasserstraßen. Wo einst die Postkutsche ihren Weg zog, brausen heute Eisenbahnen durch die Lande. Stolz schneiden riesenhafte Schiffe, schwimmenden Städten gleich, ihre Furchen durch die Meere. Flugzeuge und Luftschiffe verbinden Erdteile miteinander, elektrische Funken umspringen im Bruchteil einer Sekunde den Erdball und höhnen über Grenzen und Zeit. Wo früher fruchtbare Felder wogen, ragen heute Schutthalde und Schlote, sausen, stampfen, dampfen und heulen gewaltige Maschinen in wildem Taft.

In wenigen Jahrzehnten ist Deutschland aus einem Agrarland zu einem Industrieland geworden. Noch immer schreitet diese Entwicklung fort. Millionen von Landbewohnern sind in die Städte geströmt. Hier, an den Stätten der industriellen Arbeit, ballen sich die Menschenmassen immer enger und zahlreicher zusammen. Seit der letzten Berufs- und Betriebszählung (1907) hat sich die Zahl der in Industrie, Handel und Verkehr Beschäftigten wiederum um fast 4 Millionen, das heißt um 28,5 vH vermehrt. Die Gesamtzahl der in Industrie, Handel und Verkehr Beschäftigten beträgt schätzungsweise heute 18 Millionen Menschen in Deutschland.

Diese Millionen sind mit ihren Familien in den engen Lebensraum eingepaßt, den der ruheloze, technisierte und maschinisierte Kapitalismus ihnen läßt. Die unerbittliche Entwicklung kapitalistischer Wirtschaft hat dem Arbeiter einen Lebenskreis geschaffen, aus dessen Kälte und Enge er sich meistens zeitweilig nicht befreien kann.

Der unwergliche Siegeslauf der Naturwissenschaften bereitet den Boden für die Erfindung der großen Kraft- und Arbeitsmaschinen, die Gangart und Inhalt des Arbeitsganges bestimmen. Reste älterer Wirtschaftsformen verfallen unter die zum wirtschaftlichen Beherrschter werdende Maschine. Die Form der Unternehmung ist die Fabrik geworden. An die Stelle des Handwerkers, der im Besitz seiner Werkstatt und seiner Werkzeuge war, trat der Kapitalist. Zur Erhaltung eines Großbetriebes, der mit zahlreichen kostspieligen Maschinen arbeitet, gehören bedeutende Geldsummen. So fiel die neue Wirtschaftsform naturgemäß in die Hände der Kapitalbesitzer. War der Arbeitsprozeß und die Technik beim Handwerksmeister anschaulich, bescheiden und genügend, so wird sie im Großkapitalismus aller persönlichen Werte entleert. Die „Wirtschaftsweisen“ triumphiert! Diese Wirtschaftsfreiheit bedeutet ungeheure Verschärfung des Wettbewerbs. Der Starke frisst den Schwachen; der Großbetrieb schlägt den Kleinbetrieb. Wie von Furchen gepflügt wird die Entwicklung vorwärts gejagt. Ungeheure technische Möglichkeiten, größere Organisationsleistungen und schwindende Finanzanlagen!

Im Großbetriebe liegt das Bestreben, sich zu vergrößern. Er wird vorwärts gestoßen und gedrängt von der Technik, von den Wettbewerbern. Wenn er nicht überannt werden will, muß er vorwärts. Stillstand ist Rückschritt. Arbeitete man früher, um zu leben, so lebt man jetzt, um zu arbeiten!

Im gleichen Maße, wie Arbeitsteilung, Veranschaulichung und Technik zunimmt, wächst die Kluft zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Unternehmer und Arbeiter. Die Maschinen werden zu Arbeitern und die Arbeiter werden zu Maschinen. Eine Vielzahl von Armen, Heinen, Rasse Mensch! Der einzelne verliert seine Arbeitskraft, seine Berufsmöglichkeit fast zur Teilarbeit, zu einem Handschlag heraus. Persönliche Selbstständigkeit wird entbehrlich. Der einzelne kann leichter ausgeschaltet werden. Die Annehmlichkeit in der Verwendung der Arbeitskräfte steigt. Man „reißet“ mit ihnen, kalt, nüchtern, wie mit einem toten Gegenstand. Den letzten Maschinen gilt mehr Fürsorge als den billigen Arbeitern. Berechnung und Organisation ist alles. Der Mensch, seine Seele, sein Inneres erkalten dabei und sterben. Man sollte, um mit Gewalt zu reden, über solche Gebrauche schreiben. Die Seele ist in der Garderobe abzugeben.“ Das trifft nicht nur auf den Arbeiter zu. Die gleiche Mechanisierung setzt sich fort zu den mittleren Angehörigen, die Arbeitsteilung und Mechanisierung macht aus dem Jugendling einen „Strichzieher“, aus dem kaufmännischen Angehörigen einen „Formulararbeiter“ und aus dem Werkmeister einen „fabrikarischen Metallarbeiter“.

Nicht genug damit, daß die Maschine zum Mörder aller Geschicklichkeit im Arbeiter geworden ist. Mindestens ebenso erschütternd sind ihre Wirkungen auf den Arbeitsmarkt und auf die Lebenshaltung des Arbeiters. Durch erhebliche Ertragssteigerung infolge Rationalisierung und Veranschaulichung werden Arbeitskräfte in Massen in Freiheit gesetzt. Diese Freiheit aber ist die Freiheit des Unterstützungsempfängers, die Freiheit des Elends, des Bekommerns. Eine weitere Steigerung der Arbeitslosigkeit erfolgt durch immer umfangreichere Entlassung von Frauen an Plätzen, die bisher Männer eingenommen haben. Gerade in der deutschen Schwerindustrie sehen wir Steigerung der Entlassungen und Auslassung der Belegschaften. Die Zahl der

Arbeiter ist von 1925 bis 1926 um 12,5 vH zurückgegangen, die Gesamtproduktion erhöhte sich trotzdem um 16 vH. Das alles aber war möglich bei einer Verminderung der Belegschaften um 19 vH, weil der auf den einzelnen Arbeiter entfallende Produktionsanteil sich um 37 vH vermehrte. Ähnlich sieht es in der Stahlherzeugung aus, wo eine um 26 vH erhöhte Produktion mit einer um 11 vH verminderten Belegschaft hergestellt wurde. Die so zu einer Dauereinrichtung werdende industrielle Reservearmee drückt natürlich bei allen Lohnabschlüssen nach unten. Dazu kommt, daß bei manchem Arbeiter die Tatsache, daß hinter jedem Arbeitsplatz Arbeitslose stehen, die gern bereit sind, selbst für Hungerlohn an seinen Platz zu treten, auf die Art der gewerkschaftlichen Vertretung keinen ermunternden Einfluß ausüben wird.

Mit Ehrfurcht und Staunen stehen wir vor den Wundern der Technik. Was ist aus dem faustischen Wort Goethes geworden:

Gebietetvoll am Nächsten Tag
Nicht sich Natur des Schleiens nicht beraubt,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.*

Es ist der Natur abgezogen! Mit Hebeln und Schrauben, mit Retorten und Destillierblasen! Die Erde, das Wasser und die Luft hat sich der Mensch mit seinem nie rastenden Geist untertan gemacht, nur sein eigenes Ich, sein Schicksal und sein Lebensglück beherrscht er nicht.

Und dennoch! In den Tiefen der Gesellschaft brodelt und kocht es. Eine neue Klasse steigt auf die Stufen der Menschheitsgeschichte: die Arbeiter. Ihre Aufgabe ist es, die Wildwüchse der Wirtschaft aufzufangen und in ein breites Flußbett zu lenken, an dessen Ufern Arbeiterwohlstand und Menschenglück wohnen.

„Maschinen drängten ihn in Not“, läßt Ernst Toller im „Maschinenstürmer“ Lord Byron, den Verteidiger der Arbeiter 1816 sprechen. „Maschinen drängen ihn in Not...“ und in jähem Verzweiflungsausbruch zertrümmerten in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die schließlichen Weber die Spinnereimaschinen. „Maschinen drängten ihn in Not...“ und in millionenfachen Gewerkschaften marschiert der Arbeiter des zwanzigsten Jahrhunderts in wohlgeordneten Reihen auf sein Ziel. Auf den Fahnen, die alljährlich am 1. Mai zu seinen Häuptern flattern, leuchten seine Forderungen:

Achtstundentag, soziale Fürsorge, Arbeiterschutz, Mitbestimmungsrecht im Wirtschaftsprozeß.

Achtstundentag und Teuerung

Bei dem allgemeinen Angriff des Unternehmertums auf den Achtstundentag, wie er soeben wieder in dem berüchtigten Arbeitszeit-Gesetz einen Triumph errungen hat, kann natürlich die deutsche „Wissenschaft“ nicht fehlen. Die Unternehmer behaupten, daß bei Verlängerung der täglichen Arbeitszeit die Verkaufspreise der Waren und folglich die Kosten der Lebenshaltung steigen würden, und sofort kommt der deutsche Professor hinterher und „beweist“, daß sie Recht haben. Bei den Unternehmern ist der Gedankengang höchst einfach: verlängerte Arbeitszeit erfordert, wenigstens im Anfang, größere Lohnausgaben; die göttliche Weltordnung, wie sie sich im Kopf des Unternehmers aufstellt, schreibt vor, daß solche Ausgaben keinesfalls vom Unternehmer, keinesfalls vom Kapitalprofiß getragen werden; also werden sie auf die Warenpreise geschlagen. Produktionsvermehrung = Warenvermehrung, das gilt dem Unternehmer als selbstverständlich, und damit ist die Sache für ihn abgetan. (Man achte wohl auf den Unterschied: die Gleichung gilt nur bei Produktionsvermehrung; im umgekehrten Fall, bei Entwertung der Produktionskosten, auch die Warenpreise zu ermäßigen, das fällt den Unternehmern nicht ein, wie die Rationalisierung es beweist.) Ganz so einfach kann der Professor nicht verfahren. Das würde dem Nimbus seiner Gelehrsamkeit schaden. Da greift er auf den Urgrund aller wahren Erkenntnis zurück, auf die praktische Erfahrung: die Tatsachen zeigen, daß es so gewesen ist, und Tatsachen muß man anerkennen. Als wenn es nicht gerade darauf anläge, den Zusammenhang zwischen den Tatsachen zu ergreifen!

In der vom Berliner Institut für Konjunkturforschung herausgegebenen Zeitschrift hat ein Universitätsprofessor Schmidt aus Frankfurt a. M. einen Aufsatz losgelassen, worin er die Kräfte, überhaupt die Konjunkturschwankungen auf einen Rechenfehler der Unternehmer zurückführt. Auch eine niedliche Reizung, würdig der bürgerlichen Wissenschaft! Der gute Mann bildet sich allen Crapés ein, daß durch seiner Entdeckung das Unglück der Kräfte „verhältnismäßig leicht abgestellt werden kann“. Die Unternehmer brauchen bloß von ihm, dem Professor Schmidt, zu lernen, wie man richtig rechnet, und schon gibt es keine Kräfte, keine Arbeitslosigkeit mehr, und der Kapitalismus kann ohne Regenbeklemmungen seine Profite weiter genießen. Und so was wird an einer deutschen Universität gelehrt und von einer Zeitschrift gedruckt, die den Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden!

Doch nicht davon wollen wir heute reden, sondern im Zusammenhang seiner Ausführungen bringt der gute Mann folgenden Satz:

„Doch die Kräfte aller Güter steigen. Das war der Fall, als der Achtstundentag plötzlich allgemein eingeführt wurde... Wenn nun solche Kräfte Kräfte die Kräfte pro Stück steigen, weil pro Arbeiter mit gleichem Lohn weniger produziert wurde, so mußte auch der Preis der Güter steigen und die Einkommensströme konnten ihre Lebenshaltung nicht auf der bisherigen Höhe halten.“

Schwerelos, wenn man sich vorstellt, daß mit solchem Singsang den Studenten der Kopf verwickelt wird, die sich dagegen nicht wehren können, die es um so leichter anzusehen, je nachlässiger die Gehörte ist, womit der Herr Professor es so erndet, ist ein wenig selbsterleuchtendes ja. Ist doch klar, daß das ganze Volk schlechter leben muß, wenn die Arbeiter plötzlich so viel weniger leisten! Das heißt im ungünstigsten Fall die Verlängerung des Arbeitstages um ganz vorübergehend die Leistung vermindert, daß die Erfahrung von beinahe 130 Jahren in den allermeisten Fällen sogar eine Vermehrung der Leistung durch verlängerte Arbeitszeit erwiesen hat — davon in diesem Zusammenhang kein Wort. Ebensovienig davon, daß andere Produktionskosten, wie Heizung, Beleuchtung, sonstige allgemeine Geschäftskosten etc. häufig bei der

kurztem Arbeitstag erspart werden. Und natürlich erst recht nicht von der Hauptfrage, ob denn und warum denn jede Erhöhung der Produktionskosten überhaupt auf den Preis geschlagen werden muß.

Doch wie dem auch sei, mit der Tatsache, daß nach Einführung des Achtstundentages alle Preise gestiegen sind, hat er doch recht? Und das, was ist, muß die Wissenschaft doch aussprechen? — Lak sehen.

Die allgemeine plötzliche Einführung des Achtstundentages in Deutschland geschah nach der Revolution im November 1918. Zweifelloß sind gleichzeitig und unmittelbar danach die Preise stark gestiegen. Zahlen braucht man nicht anzugeben, die Dinge sind noch in frischer Erinnerung. Aber sind die Preise vielleicht vorher nicht auch schon gestiegen? Es gehört zu den Tugenden der deutschen Monarchisten, so zu tun, als ob die allgemeine Teuerung erst eine Folge von Wilhelms Ausreifen und von der Revolution gewesen sei. Wie wenig uns Wilhelm und der Neun-, Zehn- oder Zwölfstundentag während des Krieges davor schätzen konnte, beweist die Tatsache, daß die allgemeine Preissteigerung genau 8 Tage vor dem Kriegesbeginn, am Tage des österreichischen Ultimatus an Serbien, 23. Juli 1914, und daß sie von da an in immer steigendem Maße sich fortsetzte. Und wenn sie seit November 1918 (schnellere Sprünge machte als zuvor, so lag auch das nicht an der Revolution und am Achtstundentag, sondern am Einmaleins: nachdem die Preise 1918 viel höher waren als 1914, mußte jeder neue Zuschlag sich um so stärker auswirken; 25 vH auf 100 sind 25, auf 1000 machen sie 250 aus. Daran kann selbst ein Professor aus Frankfurt a. M. nichts ändern.

Und weiter. Nach gar nicht so langer Zeit begann die Durchlöcherung des Achtstundentags. In ihrer Lammgeduld ließ die deutsche Arbeiterklasse sich das gefallen. Sind etwa deswegen die Preise gesunken? Oder kamen wir nicht gerade dann, bis 1923, in die tollste Inflation hinein?

Im Dezember 1923 kam die berüchtigte Verordnung, welche die Verlängerung des Arbeitstages auf 9, 10 und noch mehr Stunden gesetzlich gutheißt. Und wie entwickelten sich seitdem die Preise? Nach der klugen Lehre des Frankfurter Professors müßten sie, bei allgemeiner Verlängerung des Arbeitstages, schnell gesunken sein. Statt dessen sind die Kosten der proletarischen Lebenshaltung in den drei Jahren von Januar 1924 bis Januar 1927 um 15 vH gestiegen. (Die Großhandelspreise sind um etwa 3 vH gesunken. Es ist dies das Ergebnis einer sehr verminderten Preisgestaltung, die wir ein andermal durchleuchten wollen.) Klarer kann es wohl nicht bewiesen werden, daß der Achtstundentag jedenfalls die Preise nicht in die Höhe treibt und daß verlängerte Arbeitszeit sie nicht senkt.

Aber freilich, die bürgerliche Wissenschaft muß an diesem längst widerlegten Glaubenssatz festhalten, weil sie die Wahrheit nicht sehen darf. Wie die Dinge seit 1914 in Wirklichkeit gelaufen sind, ist nämlich gar nicht schwer zu sehen. Seit Kriegsausbruch strotzte die Produktion. Wir sind heute, nach 14 Jahren, erst wieder da angelangt, wo wir 1913 standen. Wodan sollte der Kapitalismus leben? Er konnte es nur von einer direkten brutalen Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiterklasse. Diese war das Ziel des eblen Strebens und sie geschah ganz folgerichtig zuerst durch Steigerung der Preise, dann durch Verlängerung des Arbeitstages und endlich durch die Rationalisierung. Aber tank man von einem bürgerlichen Professor verlangen, daß er das anerkennt und ausspricht? S b y l u z.

Stufendes Realeinkommen

Der Ortsausschuß des DGB in München legt seinen Jahresbericht für 1926 vor. Wie früher, so ist auch diesmal der Bericht außerordentlich reichhaltig. Alle Gebiete des so vielfältigen Gewerkschaftslebens werden mit großer Sachkenntnis behandelt. Beachtenswert ist besonders das Ergebnis einer lausend geführten Statistik über das Realeinkommen und die Löhne der münchener Arbeiter. Der Bericht stellt als Ergebnis fest: Bei den unserer Statistik zugrunde gelegten Industriegruppen sind mit Ausnahme der Bauhilfsarbeiter, für die eine Lohnobergrenze ab 1. April um 6,3 die Stunde, oder 6,1 vH eintrat, die Löhne im Berichtsjahr gleichgeblieben. Die Teuerung konnte also nicht ausgeglichen werden. Das Realeinkommen ist vom Januar bis Dezember gesunken bei der

1. Holzindustrie für Facharbeiter	um 3,1 vH	für Hilfsarbeiter	3,1 vH
2. Bauindustrie	„ 8,1	„	8,8
3. Metallindustrie	„ 8,2	„	8,8
4. Brauindustrie	„ 8,0	„	8,0
5. Graph-Industrie	„ 3,0	„	3,1

Es ist in München dasselbe wie überall. Das Realeinkommen der Arbeiter hat sich nicht gehoben, sondern gesenkt. Die Unternehmer wundern sich, daß die Lohnbewegung im Jahre 1927 ein besonderes Ausmaß erreicht, wo sie dies doch an Hand der Feststellungen über das Realeinkommen durchaus natürlich finden müßten.

Rentablere Neubauten

Von einer Gruppe von amerikanischen Gelehrten unter Führung der Firma Chapman & Co. in New York ist der Stadt Berlin ein Angebot gemacht worden, 14.000 Wohnungen ohne öffentlichen Zuschuß zu errichten. In Frage käme das Südgelände in Berlin-Schneeburg. Die amerikanische Firma hat in Aussicht gestellt, daß sie eine 3 1/2-Zimmerwohnung nach dem Entwurf deutscher Architekten für 13.500 M herzustellen in der Lage sei. Die Stadt Berlin sollte den Pachtzins für die Häuser verbürgen oder die ganzen Wohnbauten auf 28 Jahre pachtweise übernehmen. Das Kapital sollte mit 10% vH verzinst und getilgt werden. Nach 28 Jahren wären die Häuser unbeschränkter Besitz der Stadt Berlin. Es ist noch ungewiß, ob sich Berlin für diesen Plan entscheidet. Eins scheint uns aber grundsätzlich wichtig zu sein. nämlich der Beweis, daß auch bei 120 vH Friedensmiete der Wohnungsbau rentabel sein soll. Die deutschen Bauunternehmer haben bisher erklärt, daß ohne öffentliche Zuschüsse nur gebaut werden könne, wenn der Mietzins mindestens auf 150 vH der Friedensmiete zu stehen komme. Nun kommt eine amerikanische Firma her und will den Beweis antreten, daß auch bereits bei dem Mietzins, der vom 1. Oktober ab gilt, ein öffentlicher Zuschuß nicht mehr notwendig ist. Nachdem das Angebot der Firma Chapman vorlag, kamen auch deutsche Firmen mit einem ähnlichen Angebot. Die amerikanische Firma hat sich also als ein vorzügliches Erzieher der deutschen Unternehmer erwiesen. Genau so, wie in der Automobilindustrie die deutschen Unternehmer sich erst aufrafften, als Daimler vor den Löwen stand, genau so erzieht sich auf die deutschen Bauunternehmer gewirkt, als eine amerikanische Firma auf dem Plan erschien. Ohne grundsätzlich auf die Frage einzugehen, erscheint uns die Nebenwirkung das wichtigste an dem Falle zu sein.

Statt 2 x 12, 1 x 24 Stunden. Im Telegraphenbetriebe gilt die Vierundzwanzigstundenschicht bereits vom 1. November 1926. Bei der deutschen Wehrmacht, und zwar sowohl im Meer wie in der Marine, wird sie am 15. Mai ebenfalls eingeführt. Für die Reichspost und die Eisenbahn tritt sie mit den neuen Fahrplänen am 15. Mai in Kraft. Von diesem Tage ab werden die Stunden durchgehend von 0 bis 24 bezeichnet. Der Hinweis auf die Nachtzeit durch Unterstreichung der Minutenzahlen in den Fahrplänen fällt damit fort. Die Abfahrtszeit genau im Witternacht wird mit 0.0, die Ankunftszeit genau im Witternacht mit 24.0 bezeichnet. Damit folgt Deutschland den meisten übrigen Ländern, wo die Einteilung des Kalendertages in 24 Stunden schon längst üblich ist. Man wird sich an diese Änderung, die eine Vereinfachung ist, bald gewöhnen haben.



Technik und Werkstatt



Die Technik als Reichtumsquelle

(Nachdruck verboten)

In Deutschland wurde die Armut durch die Inflation (= Geldentwertung) vermehrt, ebenso in den anderen Ländern mit merklicher Geldentwertung. Der Reichtumsbildung hinderlich sind u n n ä h e G l i e d e r (Parasiten) zwischen der Güterherstellung und dem Güterverbrauch und zu hohe Handelsgewinne. Schädlich sind künstliche Warenverknappungen, Zurückhalten von Bedarfswaren, sinnloses Hin- und Herpenden von Waren und ähnliches mehr. Soweit der Handel Güter vom Hersteller übernimmt und für den Verbraucher bereitstellt, erfüllt er eine volkswirtschaftlich nützliche Aufgabe. Soweit aber nur gehandelt wird, die Ware von einem Händler zum anderen geht, ohne stichhaltige Gründe, hat er seinen Zweck verfehlt. Es wäre deshalb auch zweckmäßiger, anstatt Handel zu sagen: Gütervermittlung. Damit wäre ausgedrückt, daß volkswirtschaftlich nur die Güterherstellung, die Heranholung, die Zufuhr von Waren berechtigt ist. An den Kettenhandel unseligen Angedenkens sei hier nur erinnert. Nach den Angaben von U. G. M. Kiehl (aus dem Jahre 1923) soll der gesamte Handelsumsatz 80 Milliarden betragen haben, die Güterherstellung aber nur 40 Milliarden. Danach wären 40 Milliarden Markt im Handel stecken geblieben. Wenn diese Summe auch nur annähernd richtig ist, so ist damit gezeigt, daß gewisse Handelsformen zu viel verschlungen haben. Also auch von dieser Seite ist zu besseren Steuern und Zölle verteuern die Waren; soweit es also irgend möglich ist, müssen sie begrenzt oder abgeschafft werden. Wenn der Verbraucher hohe Preise für seine Bedarfsgüter zahlen muß, kann er weniger kaufen. Auf die Kaufkraft aber kommt es in einer Volkswirtschaft sehr an. Die Kaufkraft belebt die Güterherstellung und die Gütervermittlung, also müssen Güterherstellung und Gütervermittlung sie pfleglich behandeln.

Viele, sehr viele ist auch in der Güterherstellung zu verbessern. Landwirtschaft, Bergbau, die fertigen Gewerbe und die Verkehrsleute hätten alle Hände voll zu tun, wenn sie nur volkswirtschaftlich vernünftig handelten. Aus den Musterbetrieben der Landwirtschaft, des Bergbaus, der fertigen Gewerbe, der Verkehrsbetriebe ersehen wir, was schon alles möglich ist. Wie sehr auch die Landwirtschaft die Armut mindern und den Reichtum heben kann, das lehrt das vorbildliche Rittergut Watow i. M. Vor einiger Zeit brachten die Tageszeitungen Angaben über die neue Wirtschaftsweise dieses Gutes, die das Herz jedes Volkswirts höher schlagen lassen. Im Jahre 1924 ging der Besitzer dieses Gutes daran, zu rationalisieren (= durchgehend die Leistungsfähigkeit bedeutend zu erhöhen). Vor der Rationalisierung wurden auf dem Gut auf derselben Fläche 4000 Zentner Getreide, nachher 18 000 Zentner erzielt. Noch größer war der Erfolg im Kartoffelanbau: vorher 10 000, nachher 60 000 Zentner, Milch vorher 160 000 Liter, nach der Umstellung 800 000 Liter, Schweine vorher 80 Zentner, nachher 6000 Zentner. Wodurch aber gelang dies alles? Dr. Stillig besuchte das Gut und er erfuhr, daß diese Ergebnisse durch die Kultivierung mit Dampf- und Rotorpflug, durch die ergiebigerer Anwendung von Kunstdünger, Stalldünger und Gründüngung erzielt worden seien. Zusammengefaßt: Boderung, Durchlüftung, Einverlebung von Nährstoffen, Bollerien, Düngung, Saatzpflege bewirkten die genannten günstigen Ergebnisse. Diese Beispiele lehnen, daß es heute möglich ist, den Volkswohlstand durch die Landwirtschaft zu mehren. Soweit auch das genannte Mustergut vorgeschritten ist, durch verbesserte Arten des Anbaues von Pflanzen, Getreide, durch ertragreichere Viehhaltung können noch höhere Erträge herausgewirtschaftet werden.

Im Bergbau, in den fertigen Gewerben und im Verkehrswesen wird zusehends verbessert. Wir sprechen zwar schon lange vom Maschinenzeitalter, aber kühner sagen, daß wir kaum richtig wägen, was alles mit Maschinen zu machen wäre. Edison, der große amerikanische Erfinder, ist der Meinung, daß die Mechanisierung durch die Maschine durchaus erwünscht ist. Die Maschine verdrängt die Menschen nicht, sondern sie macht die Menschen frei. Nicht zu viel Maschinen setzen da, sondern zu wenig. Nicht einfachere Maschinen, sondern vielfältig leistungsfähigere würden der Menschheit die Wege zu einem volleren und glücklicheren Leben erschließen. Wir meinen, daß diese Auffassung richtig ist. Den Fortschritt hemmen, heißt die Menschen zu schwerer, längerer Arbeit verurteilen und ihren Arbeitsertrag (Lohn, Einkommen) mindern. Im Anfang maschineller und mechanischer Verbesserungen hat es meist den Anschein, als ob sie Arbeitslosigkeit über Arbeitslosigkeit brächten, also bis zu einem gewissen Grad ein Fluch wären; nach einer gewissen Zeit gehen wir aber doch, daß solche Verbesserungen den volkswirtschaftlichen Ertrag im gesamten erhöhen. Es finden eben von Zeit zu Zeit Umstellungen oder Umschichtungen der Gewerbe, der Angestellten und Arbeiter statt, zum Beispiel die in der Landwirtschaft entbehrlich werdenden Arbeiter finden Platz in der Maschinenindustrie, in der Automobilindustrie oder anderen Gewerben, die Arbeitszeit kann verringert, die Löhne können durch den besseren Ertrag erhöht werden.

Wo Fälle A, da kann auch gut entlohnt und da können auch gute Arbeitsbedingungen geschaffen werden, sofern die Gewinner nicht in die Taschen der Unternehmer und Händler verschwindet. Ist es etwa nicht zweckmäßiger, der Buchhalter rechnet mit einer Rechenmaschine als mit seinem Gehirn? Ist es nicht sinnvoller, wenn der Lagerist durch eine neuzeitliche Karteiform alles sehr sauber geregelt hat, als durch umständliche Zählungen und Bestandsaufnahmen festzustellen, woran er ist. Die Zahl- oder Zählmaschine ist für etwas größere Betriebe unerlässlich. Den neuzeitlichen Schreibstisch mit zweckmäßiger Einteilung und hilfsvollen Einlagen wird der nicht missen mögen, der ihn kennt. Und so fort! Was aber befragt diese vielversprechende Rechenmaschine? Daß das Gehirn der mehr geistig arbeitenden Menschen entlastet, für größere Aufgaben frei wird. Und wodurch wird dies herbeigeführt?

Die Erfinder und Entdecker der leistungsfähigeren Hilfsmittel und die diese Artikel herstellenden Unternehmer und Arbeiter haben alles dies bewirkt. Die Maschine vermindert die Armut und vermehrt den Volkswohlstand, und wenn sie es nicht tut, dann taugt sie nichts. Wenn eine nichts taugen sollte, dann müßte eben eine hergestellt werden. Die

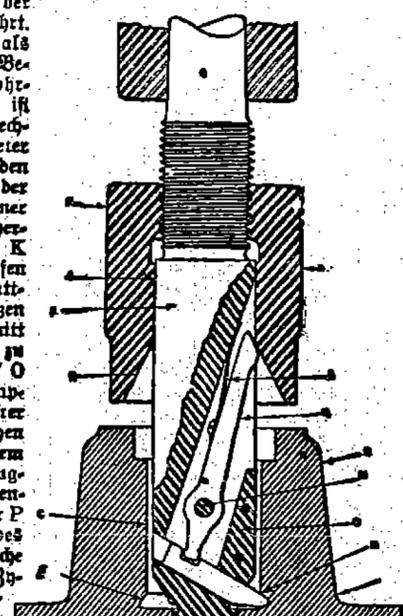
schafft, was die andere nicht zuwege gebracht hat. Für den geschulten und verständigen Volkswirt kann es gar nicht zweifelhaft sein: das Wirtschaftsheil bringt zum großen Teil die Maschine. Daß die Menschen dadurch nicht zu verdrängen brauchen, darauf weist Edison mit den Worten hin: „Es gehört außerordentlich viel geistige Beweglichkeit dazu, Ersatz für die mechanische Arbeit des Menschen zu schaffen. Sobald die vollautomatische Maschine hergestellt ist, sind Bedienungsmannschaften von viel höherer geistiger Leistungsfähigkeit nötig als in halbautomatischen Betrieben.“

Der Weg von der Armut zum Reichtum ist hier angedeutet worden. Er ist möglich und gangbar. Wenn alles ausgenutzt und benutzt wird, was heute schon möglich ist, ist der Weg zum Volkswohlstand und zum Wohlstand offen. Mit der schweren Handarbeit und der nicht sehr leistungsfähigen Maschine kommen wir sicher nicht auf die Höhe menschlichen Schaffens und ausreichen der Güterversorgung. Als Morgenrot leuchtet — bildlich gesprochen — die alles überragende und leistungsfähigste Maschine im Verein mit der Traktfahrt der sozialistischen Arbeiter-schaft, die Maschine in den Dienst der Gemeinschaft zu stellen. F. U. B.

Vorrichtung zum Unterstechen von Bohrungen

In der beistehenden Abbildung ist eine Vorrichtung zum Unterstechen von Bohrungen zum Gebrauche an Bohrmaschinen dargestellt, bei welcher das Messer durch einen Schwinghebel in schräger Richtung verschoben wird. Sie kommt für solche Eindrehungen in Frage, deren Form und Breite nicht genau eingehalten werden braucht.

In der Zeichnung bedeutet A das zu verarbeitende Werkstück mit dem Kopfe B, der schon vorgebohrt und nachgeriebenen großen Bohrung C und der ebenfalls schon fertiggestellten kleinen Bohrung D. E ist die mit dem Sonderwerkzeug auszuführende Unterstechung. Der das Unterstechmesser tragende Dorn hat einen Zylinder F, dessen unterer Zapfen sich in der kleinen Bohrung D führt. Sein oberes Ende G ist als normaler Keil zur Befestigung in der Bohrmaschine ausgebildet. H ist das vierkantige Unterstechmesser von 5 Millimeter Stärke, welches durch den Schwinghebel K mittels der sichtbaren Gänge in seiner Einziehung hin- und herbewegt wird. Der Hebel K dreht sich um den Zapfen M und wird durch die Blattfeder L ständig nach außen gedrückt. Um den Einschnitt des Zylinders F wieder zu ergänzen, ist ein Füllstück O eingelenkt. P ist eine Kappenmutter, deren äußerer Zell mit Füllstück versehen ist und die sich auf dem Einschnitt des Werkzeugträgers schraubt. Der Innenkegel R der Kappenmutter P bewirkt die Drehung des Hebels K. Die zylindrische Bohrung S führt den Zylinder F des Werkzeugträgers. Wenn das Werkstück A vorgebohrt u. a. ausgehoben ist, so legt man das Unterstechwerkzeug in richtiger Tiefe an, wobei die Kappenmutter P hochgeschraubt, also der Schwinghebel K nach außen gelegt ist und das Messer H nach innen steht. Die Bohrspindel wird festgestellt. Während des Laufens der Bohrspindel hält der Arbeiter an der Füllstück O und wenn die Kappenmutter P fest und bewirkt hierdurch ein Unterstechen des Innenkegels R sowie ein Nachankerschieben des Hebels K, welcher seinerseits allmählich die Schneide des im Winkel von 60 Grad gleitenden Messers H nach vorn bewegt. (Aus dem 4. Heft 1927 des Fachblattes für Werkzeugmacheri. Das Werkzeug, das im Verlage von Raabig & Co., Berlin W 35, erscheint.)



Was die Technik Neues bringt

Von Dipl.-Ing. R. Kuegg (Nachdr. verb.)

100 Jahre sind verfloßen, seit es Wöhler gelang, aus einem Salz der Erde Aluminiummetall herzustellen. Er erhielt zwar nur geringe Mengen eines grauen Pulvers, das nach Verunreinigungen enthielt, aber hierauf, um die Eigenschaften des Metalls zu studieren. Sehr viel später, im Jahre 1854 glückte es Deville, das Verfahren etwas zu verbessern und die Herstellungskosten für Aluminium so zu erniedrigen, daß an eine Fabrikation im Kleinbetrieb gedacht werden konnte. 1859 erreichte die Fabrikation erst 1600 Kilogramm bei einem Verkaufspreis von 250 M je Kilogramm. Mit einem Schlage änderten sich die Verhältnisse, als Mitte der 1880er Jahre die erfindende Elektrotechnik anfing, Maschinen zu bauen, die Strom von vielen Tausenden von Ampere lieferten, und Heroult ein elektrolytisches Verfahren erfand, um Aluminium aus dem Schmelzfluß abzuscheiden. Die erste Anlage, die nach dem Heroult-Verfahren arbeitete, wurde in der Schweiz am Rheinfall (Neuchâtel) 1887 in Betrieb genommen. Es gehörte in der damaligen Zeit immerhin ein gewisser Mut dazu, ein Aluminiumwerk zu errichten, denn man besaß zwar die schon Erfindung Heroult's, die den Aluminiumpreis ganz beträchtlich erniedrigte, allein die Verwendungsbereitschaft des weißen Metalls war noch sehr beschränkt. In der Folgezeit trat in dieser Beziehung jedoch eine Umwälzung ein, und die neuzeitlichen Werke haben immer mehr leuchtend gearbeitet. Von Jahr zu Jahr wurden neue Gebiete gefunden, auf denen sich Aluminium vorteilhaft verwenden ließ, doch hat es gerade in der ersten Zeit nicht an Rückschlägen gefehlt. Die der industriellen Entwicklung des Metalls hinderlich waren. Die ersten Freileitungen aus Aluminium wurden durch Luftfeuchtigkeit schnell zerstört, und die ersten, versuchsweise in einigen Meeren eingeführten Aluminiumlegierungen überzogen sich im Gebrauch mit einem grauen Niederschlag und stießen ebenfalls der Herstellung anheim. Heute sind alle diese Schwierigkeiten überwunden, das gelang, ein Metall von höchster Reinheit zu erzeugen und ihm durch geeignete Behandlung sowie Legieren mit anderen Metallen alle wünschenswerten Eigenschaften zu verleihen.

Gerade die Legierungen sind es, die der Aluminiumindustrie zu ihrer heutigen Bedeutung verholfen haben. Die Weltzeugung an

Aluminium erreichte 1925 die stattliche Höhe von 180 000 Tonnen, davon entfallen 34,6 % auf die Vereinigten Staaten, dann folgt Deutschland mit 14,6 % und die Schweiz mit 12,2 %. Zu den Hauptabnehmern des Aluminiums zählen heute der Haushalt, die Elektrotechnik, das Verkehrswesen, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel und die Flugzeugtechnik. In der Elektrotechnik liegen die Verhältnisse so, daß eine Tonne im Inland erzeugtes Aluminium zwei Tonnen ausländisches Kupfer ersetzen kann. Im Verkehrswesen sucht man das Gewicht der Autobusse, Automobile, Lastwagen, Straßenbahnen immer mehr zu verringern, da dies Wirtschaftlichkeit bedeutet. Demnachst sollen auch auf der Berliner Straßenbahn und auf der Untergrundbahn Wagen aus Leichtmetall in Betrieb genommen werden. Das Totgewicht nimmt bei Verwendung von Aluminium ab, der Kraftverbrauch der Wagen wird geringer, die Geschwindigkeiten nehmen zu und der Weg zum Ziel wird kürzer. Im Autobau hat sich die für die Herstellung eines Wagens verwendete Menge Aluminium in dem Zeitraum von 1920 bis 1923 verdreifacht. Sie beträgt heute, je nach dem Modell, 25 bis 300 Kilogramm. Im Flugzeugbau ist man bestrebt, immer mehr vom Holz und Segeltuch loszukommen und die Apparate ganz aus Leichtmetall zu bauen, wozu hauptsächlich Duralumin benutzt wird, eine Aluminiumlegierung, die, fast so leicht wie Aluminium, neben guter Korrosionsbeständigkeit und Verarbeitbarkeit die Festigkeit von gutem Flußstahl besitzt. Nicht weniger als 96 Zepplinluftschiffe wurden daraus erbaut und Junkerz, Dornier, Rohrbach, Udet usw. verwenden es dauernd für ihre Metallflugzeuge. Wird man zurück, so zeigen gerade die letzten Jahrzehnte der Aluminiumindustrie eine glänzende Entwicklung, die noch lange nicht zum Abschluß gekommen sein dürfte.

Neues vom Radio

Marconi hielt kürzlich anlässlich der Inbetriebnahme zweier neuer Sendestationen für kurze Wellen eine viel beachtete Rede, in der er ausführte, daß die Fortschritte auf dem Gebiete der gerichteten drahtlosen Telegraphie die Möglichkeit der drahtlosen Kraftübertragung in greifbare Nähe gerückt haben; es werde möglich sein, von einem Generator aus weit abliegende Motoren ohne Verwendung von Kabeln mittels gerichteter Wellen anzutreiben. Die neuen, mit großen Reflektoren ausgerüsteten Stationen senden die Wellen jeweils nur nach einer gewünschten Richtung und sind u. a. dazu bestimmt, den Verkehr mit Kanada aufzunehmen; sie benötigen zum Betrieb nur einen kleinen Bruchteil der elektrischen Leistung, die sonst erforderlich ist, falls die Wellen nach allen Richtungen ausgestrahlt werden. Man erreicht so große Wirtschaftlichkeit und außerdem eine ganz außergewöhnliche Telegraphiergeschwindigkeit (1250 Buchstaben in der Minute). Weitere Stationen für gerichtete drahtlose Telegraphie sind, wie Marconi mitteilte, bereits im Bau begriffen. Sie sollen den Verkehr mit Afrika, Asien und Australien aufnehmen; auch ein Südamerikadienst sei geplant. Die französische Regierung hat jüngst verfügt, daß Handelsflugzeuge, die 10 oder mehr Passagiere an Bord haben, mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgestattet sind; die anderen sollen Sendeparate für drahtlose Telefone erhalten, sobald sie Strecken von mehr als 100 Meilen zurücklegen oder über See fliegen. Neben dem Piloten muß noch ein Junker an Bord sein, der die Apparate zu bedienen versteht. Die Empfangswelle ist auf 900 Meter und die Sendewelle auf 600 sowie 850 bis 900 Meter festgesetzt. Die größeren Flugzeuge müssen auch auf Wellen von 1500 bis 1850 Meter senden und innerhalb eines Bereiches von 850 bis 1800 Meter empfangen können. Die Telephonapparate sind, falls sie mitgeführt werden, nur in Notfällen für Sendezwecke zu benutzen. Das Überhandnehmen der Großflugzeuge soll diese Bestimmungen veranlassen haben. Aber die Art, wie die gerichteten Wellen sich ausbreiten, ist eigentlich noch recht wenig zuverlässig bekannt, man weiß nicht einmal, ob der größere Teil seinen Weg durch den Äther nimmt oder durch die Erde sich fortpläzt. In den Vereinigten Staaten ist man jenseitig dabei, größer angelegte Versuche nach dieser Richtung durch Dr. Rogers ausführen zu lassen, der die Meinung vertritt, daß die Übertragung viel wirksamer ist, wenn die Sendeanenne in die Erde verankert wird. Ferner hofft man, durch dieses Untergrundsystem die unwangenehmen Interferenzerscheinungen zu beseitigen und künftig Tausende von Sendestationen betreiben zu können, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich gegenseitig stören. Als kürzlich der Mars sich in Erdnähe befand, erregte dies in England das Interesse begeisterter Radioamateure in ganz besonderem Maße: es wurden Empfänger gebaut für Wellenbereiche, die sonst für irdischen Empfang ganz ungeeignet sind. Ein Entusiast ging noch einen Schritt weiter und ließ von der Sendestation Rugby auf der 18 240 Meter-Welle einen an einen angeblichen Freund auf dem Mars gerichteten Funkpruch abgeben. Das britische Postamt war zwar zunächst etwas erstaunt über einen solchen Auftrag, erklärte sich jedoch schließlich bereit, ihn anzunehmen, falls die höchste für den Verkehr auf Erden zulässige Gebühr (1,5 Schilling das Wort) bezahlt würde, freilich ohne für die Bestimmung des Telegramms die sonst übliche Garantie zu übernehmen.

Das ultraviolette Licht in der Kriminalistik

Die von einer Quarzlampe oder Höhenlampe ausgehenden ultravioletten Strahlen sind zwar für uns unsichtbar, sie ermöglichen es jedoch, im Dunkeln eine große Anzahl von Stoffen zu einer Sichtbarkeit von verschiedener Färbung und Stärke anzuregen. Es gelingt auf diese Weise, einzelne Stoffe voneinander zu unterscheiden und Veräufschungen nachzuweisen. Die für diese Zwecke hergestellte Analysenquarzlampe findet zum Beispiel in der chemischen Industrie Verwendung, wenn es sich darum handelt, Rohstoffe ohne viel Zeitaufwand auf ihre Güte zu untersuchen. Die Schmuckwarenhändler benutzen sie, um edle Perlen und Edelsteine sofort von nachgemachten zu unterscheiden. Es zeigt sich, daß gerade die wertvollsten Brillanten und Perlen am stärksten sichtbar werden (fluoreszieren), im Gegensatz zu den künstlichen Produkten, deren Fluoreszenz nur gering ist. Von Bedeutung ist das Ultraviolett insbesondere für die Kriminalistik. Zur Aufdeckung von Urkundenfälschungen wird es bereits seit einiger Zeit sehr vorteilhaft verwendet, um die Verschiedenheit von Tinten nachzuweisen, die voneinander abweichendes Fluoreszenzlicht liefern. Stempelaufrichte, die auf Papieren, zum Beispiel Wertpapieren, aufgezogen wurden, werden im Ultraviolett wieder sichtbar. In dem Fall der Verabreichung von Briefen zeigt das Ultraviolett sofort an, daß der zum Wiedererschließen der Briefe verwendete Klebstoff nicht der gleiche ist wie der ursprünglich gebrauchte. Auch eine Reihe von Siegelad-ferten, die im gewöhnlichen Licht nicht voneinander zu unterscheiden sind, lassen im Ultraviolett verschiedene aus. Für die Untersuchung der Nahrungs- und Genussmittel ist die Analysenlampe oft ein wertvolles Hilfsmittel, denn sie ermöglicht die Feststellung von Verfälschungen. In der Buch zum Beispiel verrotten sich Ananas und Beeren durch starke Fluoreszenz und bei einer Verfälschung von Schweinefleisch mit Mineralöl, wie sie zuweilen vorkommt, lassen sich nach zehn Minuten Mineralöl in 100 Gramm Schmalz sehr deutlich sichtbar machen.

Ärztliche Radiosprechstunden. Die englische Rundfunkgesellschaft hat den Plan erwogen, nach amerikanischem Muster wöchentlich eine ärztliche Sprechstunde im Londoner Rundfunk einzuführen, zu der jeder Rundfunkhörer dem vorzutragenden Arzt im Laufe der Woche eine Anfrage einreichen könnte. Der Arzt sollte dann aus der Gesamtheit der eingegangenen Anfragen einen Überblick über die häufigsten Krankheiten und Großstadtkübel erhalten und allgemeine Richtlinien zu ihrer Abhilfe erteilen. In den Kreisen der Radioteilnehmer sind jedoch so viele ablehnende Äußerungen zu diesem Plan laut geworden, daß die Verwirklichung der ärztlichen Sprechstunde im Rundfunk vorläufig wohl noch aufgeschoben werden wird.

Fahrt nach Helgoland

Von Fritz Pummer

Unser Verbandstag von Bremen beschloß, eine Fahrt nach Helgoland zu machen. Um alles für das glückliche Gelingen der Seereise zu tun, ward ein Dampfer gechartert, der „Grüß Gott“ heißt, zudem ein Duzend Menschen mit Blechdröhen angeheuert, die durch ständigen Värm das äußere und besonders das innere Ungemach der angehenden Seefahrer zu verschleichen hatten; außerdem war gutes Wetter bestellt worden, über dessen prompte Lieferung die eingebornen Kollegen keinen Zweifel stellen ließen. So war denn tatsächlich alle Vorkehrung für eine glückliche Seefahrt getroffen. Indessen, alle Vorkehrung vermochte nicht meine Besorgnis zu verschleichen, daß hier meinem großen Vorzug tödliche Gefahr drohte. Ich hatte nämlich den gewiß nicht seltenen Vorzug, niemals ein Schiff oder einen Zug verpaßt zu haben; immer war das Schiff oder der Zug, den ich benutzt hatte, der richtige gewesen. Diese Seltenheit hatte ich wohlbehalten durch alle Erdteile bis nach Bremen hindurchgeschleppt. Was, begreiflicherweise, nicht immer leicht gewesen war. Es hatte viel Aufmerksamkeit, ständiges Wachsein und zuweilen außergewöhnliche Firtlichkeit gekostet. Eine dermaßen teure Sache legt man nicht leichtfertig aufs Spiel.

Die Gefahr für meinen teuren Vorzug lag in der frühen Abfahrt des Dampfers. Er sollte um 5 Uhr morgens in die See, nein in den Wassergraben stechen, der gemeinhin als Weser bekannt ist. Die Abfahrt um 5 Uhr bedeutete nichts Geringeres, als um 4 Uhr aufzustehen und im Morgengrauen in einer fremden Stadt nach der Abfahrtsstelle zu suchen. Daß Zeitungsleute zu solcher Morgenstunde das Bett aufsuchen, soll wohl vorkommen, aber nicht, daß sie es in dieser Gottesfrühe schon verlassen. Die Suche nach einem Ausweg wurde wesentlich erleichtert durch die Kunde, daß der Dampfer in Bremerhaven, und zwar um 9 Uhr landen werde. Zu dieser Zeit konnte ich sicher das Schiff erreichen, wenn ich nach Bremerhaven vorausfuhr. Es geschah also. Am Abend vorher fuhr ich nach Bremerhaven, allwo ich nach Mitternacht ankam.

Auf diese Weise war ich denn zum zweiten Male nach Bremerhaven gekommen. Das erste Mal, vor bald zwei Jahrzehnten, als ich meine Reise um die Erde antrat. Doch ist dies nur deswegen des Erwähnens wert, weil dabei mein großer Vorzug beinahe in die Winsen gegangen wäre. Bei der Ankunft am Dampfer schnarrte ich noch im Zuge wie ein deutscher Gelehrter in seinem Lederjessel. Als mich ein Zugbeamter wahrte, war die Lausplatte des Schiffes schon hochgezogen. Nur dem vereinten Aufgebot von Schreistimmen gelang es noch in letzter Minute, die Platte wieder herabzubringen. So blieb mir dann abermals mein großer Vorzug erhalten. Solches Glück verpflichtet zu Dank. Infolgedessen will ich auch nur Gutes über die Stadt berichten. Müde es genügen, anzuführen, daß die Stadt eine sehr hilfsbereite Polizei hat. Wer beispielsweise so wie ich nach anderthalbstündigem Suchen noch keine Schatzkiste gefunden hat, der braucht nur auf die Polizei zu gehen. Wenn er seine Zahlungsfähigkeit durch Öffnen des Geldbeutels zweifelsfrei dargetan hat, dann geht ein Polizist gleich mit, macht ein paar Klopfer an eine Fenster Scheibe, worauf sich eine Hotelier schnell Herrweilt öffnet.

Ungestört solcher Begleitung ließ der Empfang nichts zu wünschen übrig. Auf Grund eines wohlbeschwerten amtlichen Handbuchs erklärte sich der Hausmeister bereit, mich unter allen Umständen um 7 Uhr auf den Weg zur Anlegestelle des „Grüß Gott“ zu bringen. Daß er sein Versprechen außerordentlich gut erfüllt hat, bestätigten am Morgen die rechten und linken Zimmernachbarn überaus laut und unmißverständlich, selbst ohne daß ich sie danach gefragt hätte.

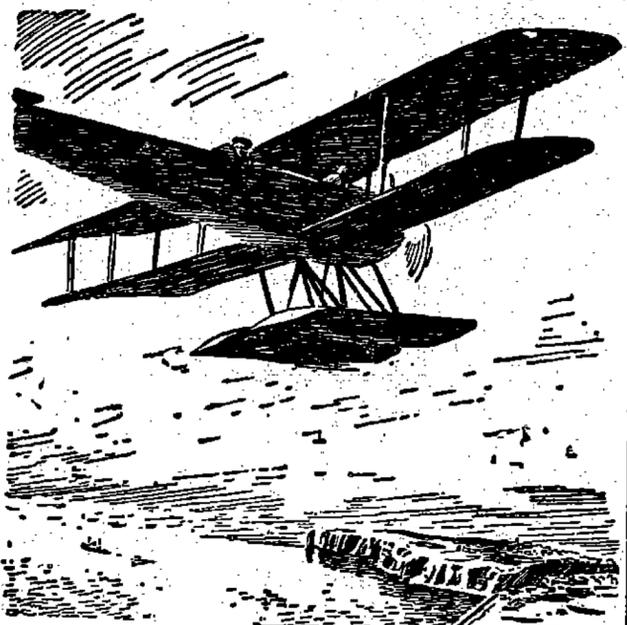
Der Beifug des Hotelmenigen folgend, lief ich immer der Straßenbahn nach. Das Straßenbild hatte sich längst geändert, Wassergraben und Schiffe wurden sichtbar, aber kein Gebäude, worauf die Beschreibung der Lloydhalle, wo „Grüß Gott“ anlegen sollte, einigermaßen gepaßt hätte. Da die Uhr schon Acht geschlagen hatte, hielt ich es für geboten, mich nach dem Wo und Wohin zu erkundigen. Der befragte Eingeborne schien viel Zeit zu haben. Erst nachdem er lange und gründlich in seinem Schopf herumgekratzt und mehrmals die brühhigen Ergüsse seiner Zablatschrote an die deutliche Öffentlichkeit abgegeben hatte, meinte er, die Lloydhalle liege wohl eher an der andern Seite der Stadt. Dies bewog mich, eine Straßenbahn zu benutzen. Ich hätte sie aber, da ich es eilig hatte, nicht benutzen, sondern zu Fuß gehen sollen. Nachdem sie eine halbe Ewigkeit dahingetrochen war, meinte der Schaffner, bei der nächsten Haltestelle müsse ich folgendermaßen weitergehen: Erst links hinunter bis zum Zollhaus, dann rechts um bis zur Polizeistation, dann wieder links, rechts, links — dann werde ich über einem Kanal die Lloydhalle sehen.



„Grüß Gott“ war schon in Bewegung

Nach der Erklärung des Straßenbahnners konnte es bis zur Lloydhalle nur noch ein paar Katzenstünge sein. Allein, so tapfer ich auch marschierte, das Ziel war nicht zu erspähen. Als schließlich die Lloydhalle doch auftauchte, schlug es gerade neun Uhr. Der Dampfer war auch schon angekommen; ein Blechdröhenlärm ließ das erraten. Nur ein Kanal war noch zu über-

springen, dann ein Stück links, dann rechts... Ich nahm die Beine untern Arm. Endlich war auch die letzte Ecke erreicht. Nur noch dreißig Meter. Gerade als ich dem Dampfer handgreiflich nahe, tat sich eine gurgelnde Tische zwischen ihm und der Hafenanlage auf. „Grüß Gott“ war demnach schon in Bewegung. Von allen Decks knallte ein häßliches Geschloß. Die ganze Schiffsbevölkerung drängte sich auf die Steuerbordseite, um mitzufolgen. Allerhand spöttische Bemerkungen flogen herunter. Um Hed standen ein paar Kerle, die lange Nasen drehten.



Müßig schwebten wir im Äther dahin

Dem dieses Geschloß zu... war leicht herauszufinden. Wer den Schaden hat, braucht um. „Grüß Gott“ schaukelte auf die offene See hinaus. Seine Musikpelle spielte fröhlich, als wenn nichts passiert wäre. In einer solchen Lage soll man, nach einem chinesischen Sprichwort, das Gesicht wahren. Da mir das rechtzeitig einfiel, tat ich dergleichen. Indessen war damit nicht über die erste Lausache hinwegzukommen, daß ich meinen großen Vorzug ein für allemal eingebüßt hatte, und das ausgerechnet bei einer Gelegenheit, wo alle Vorsichtsmaßregeln zu seiner Erhaltung getroffen worden waren. Allein, Frühabfliegen war jetzt schon deswegen unzeitgemäß, weil es sich darum handelte, recht eine Antwort auf die schwierige Frage: Was nun? zu finden.

Was nun? Da von der Wasserseite her jetzt keine Antwort zu erwarten war, blickte ich ratlos nach der Landseite. Traute ich meinen Augen? Jenwärts des Wasserarmes stand an einem Badsteinhaus geschrieben: „Lufthansa, Verkehr während der Vabegzeit...“ Mehr war von ferne nicht zu entziffern; aber es genügte vollaus, meine Vohgerberstimmung zu dämpfen. Ein Postenungsstrahl blickte auf. Einmal mehr nahm ich die Beine untern Arm. Ich trat in die Geschäftsstelle der Lufthansa mit der Frage: „Kann ich ein Flugzeug nach Helgoland haben?“ — „Nein,“ meinte der Schreibergesell, der Verkehrs ist erst seit kurzer Zeit eingerichtet; aber Sie können ja mit dem regelmäßigen Flugzeug um 10 Uhr fahren.“ — „Was kostet das?“ — „25 Mark.“ — Ich warf das Geld auf den Tisch, trug meinen Namen in eine Liste ein, der Beamte stellte mein Körpergewicht fest — und der neue Brotgeber der Lufthansa war reisefertig.

Die Sache hatte also wieder einmal geklappt. Ich ging hinaus, um mir unbeschadet die Hände zu schütteln. Die angenehme Arbeit war noch nicht beendet, als ein Wasserstrahl angedrückt kam, um mich zum Flugzeug zu schaffen. Unterwegs ladeten wir noch einen Fahrgast ein, der sich als Kapitän vorstellte, dem die Bejorgung der Seereisen oblag. Das Flugzeug lag halb auf einer Schrägbahn, halb im Wasser. Der Einstieg geschah vom Dache aus. In der Kabine standen acht bequeme Rohrseffel, sonach Raum für sechs weitere Gäste.

Schlag 10 Uhr merkten wir ein leichtes Schürfen. Das Flugzeug rutschte von seiner Schrägbahn ins Wasser. Bald schaukelte es leicht über dem Kopfe hub ein Surren an, das immer dumpfer wurde. Die Fahrt im Wasser ging immer schneller. Mit einem Male ein eigenartiges, angenehmes, fein prickelndes Gefühl. Wie wenn man auf einer riesigen Schaukel schwelte. Nur war die wohlthuende Empfindung ebenmäßiger, sanfter und andauernd. Ein solches Gefühl mußten die Engel haben, wenn sie gen Himmel fahren. Man hatte den Wunsch, es möchte so recht lange dauern.

Die Ursache des herrlichen Gefühles war bald entdeckt. Das Flugzeug stieg himmelwärts an. Draußen verlor die Umwelt. Die Hafenanlagen wurden immer winziger, die Häuserreihen immer niedlicher. Zuweilen senkte sich die Erdsfläche nach einer Seite, dann hob sie sich wieder. Noch ein paar Kurven, und von Land und Stadt war nichts mehr zu sehen. Auf der linken Seite näherte sich der Leuchtturm „Roter Sand“. Ein paar Leute winkten herauf. Ganz ruhig schwebten wir im Äther dahin. An den wie fließenden Schiffen war zu erkennen, daß wir uns rasend vorwärts bewegten. Das offene Meer zeigte sich heute in noch nie gekannter Pracht. Tief unten die blaue, glatte Flut. Sie glitzerte in tausend Farben. Mutter Sonne lachte mit vollem Gesicht. Die anfängliche Anglichkeit war dem G-fähig vollkommener Sicherheit gewichen. Und in den Rohrseffeln sah sich ganz behaglich. Das Geräusch der Motoren war bedeutend geringer, als ich erwartet hatte. Die Unterhaltung mit dem Reisegefährten konnte ohne besonderen Stimmenaufwand geführt werden. Auf der Eisenbahn ist jedenfalls das Geräusch viel stärker, als in diesem Flugzeug.

Je länger wir dahinschwoben, desto mehr mußte ich mich wundern, nicht schon viel eher und öfter im Flugzeug greift zu sein. Die Furcht vor Unfällen kam mir jetzt einfach lächerlich vor. Die Lustreise ist sicherlich viel angenehmer als die Bahnreise. Meine Besorgnis wegen einem Unfall wurde vollends zerstückt durch einen Anschlag, worauf zu lesen stand, daß jeder Fahrgast mit 25 000 A gegen Todesfall versichert ist und daß bei Verlegung tagtäglich 25 A bis zur völligen Wiederherstellung gezahlt werden. 25 000 Goldmark sind wahrhaftig kein Pappenstiel. Was läßt sich nicht alles mit einer solchen Summe anfangen! Damit kann man fast zehn Jahre privatisieren, sich ein

häßliches Häuschen kaufen oder gar eine Kette in der ersten Klasse um die Welt machen!

Weil vor uns begann ein Stück Land aus dem Wasser aufzusteigen. An den Umrissen war Helgoland zu erkennen. Noch ein paar Minuten, und ein Schauspiel von noch nie gesehener Pracht ward uns beschert. In die Nähe der Insel gekommen, begann sich auf der rechten Seite das Meer schräg zu senken. In der Ferne ging es tief, immer tiefer hinunter. Ein Anblick wie von den Hochalpen, nur viel riesiger, unermesslicher, einbruchsvoller. Die Tiefe des Abhanges hatte keine Grenzen. Und an der unendlichen glitzernden Schrägbahn hingen Insel und Schiffe wie angelebt. Jeden Augenblick vermeinte man, sie müßten hinabrutschen in die Unermesslichkeit. Langsam verschwand der Abhang wieder, kurze Zeit war die Wasserfläche mageret wie immer, dann stieg sie hinten aufwärts, immer höher, während jetzt auf der andern Seite des Flugzeuges Wasser, Landstücke und Schiffe in die Tiefe sanken. Das beispiellos prächtige Schauspiel war im Grunde nichts als eine optische Täuschung. Die Unterwelt war ganz unverändert geblieben, nur wir im Flugzeug hatten was beim Kurvenfahren nach rechts und nach links geneigt.

Das Flugzeug ging rasch in die Tiefe. Bald spürten wir von unten her ein Duzend mächtige Schläge: das Flugzeug kam mit den Wellen in Berührung. Dann fuhr es wie ein Kahn eine Weile weiter. Eine Leine flog herüber. In einigen Augenblicken waren wir angeleilt. Wir vertauschten das Flugzeug mit einem Kutter. Punkt 10 Uhr 40 setzte er uns wohlbehalten an Helgolands Rüste ab.

„Bis zur Ankunft des „Grüß Gott“ dauert es noch mindestens anderthalb Stunden“, belehrte mich ein Fischermann. Demnach war genug Zeit, in aller Gemütsruhe die paar Sehenwürdigkeiten der Insel zu schauen und ein Mahl einzunehmen. Als die Uhr auf halb Zwölf zeigte, hielt ich es an der Zeit, einem der vielen Inselwirte mein Dasein anzuzeigen. Ich war gerade beim Bezahlen der Beche, als drei Kollegen hereintraten und zwei Fischreihen weit vor mir vorbeistrebten. Als der erste meiner ansichtig geworden, kam er auf mich zu, als wollte er mir die Hand geben, hielt aber plötzlich inne, guckte mich scharfer an, drehte sich dann, wie von einem Einfall erlöst, hastig um und ging weiter. Dieser Vorgang wiederholte sich dreimal.

Demnach hatte das Ausbooten der Fahrgäste des Dampfers schon begonnen. Allem Anscheine nach waren die drei Kollegen gleich mit dem ersten Boot ans Land gekommen. Somit war es höchste Zeit, der Landungsstelle zuzustreben, um den Verbandstag in Helgoland willkommen zu heißen. Beim Hinaustritt auf die Gasse ging gerade eine Gruppe Verbandstagsvertreter vorüber. Als der letzte von ihnen meiner ansichtig wurde, bildte er mich verwundert an, rief seinen Vordermännern, mit der Hand auf mich deutend, zu: „De, da schauhts mal, Friße sel Doppelgänger!“

Da von der Landungsstelle her eine neue Gruppe Fahrgäste in die Gasse einbog, hielt ich es für geraten, meine Vorderseite einer Schaufensterauslage zuzuwenden. Ein Fremdling beschaute sich den seitlichen Aushängelasten. Mir schien es, als ob er mich durch die Spiegelscheibe des Kastens scharf musterte. Bald begann er, in sich hineinzumurmeln. Sein Selbstgespräch wurde immer vernehmbarer. Schließlich sagte er, halb für sich, halb zu mir: „Nee, so 'ne Ähnlichkeit!“

Ich schloß mich bewogen, das Selbstgespräch in ein Zwiesgespräch zu wandeln.

„Fragten Sie nicht was?“, begann ich die Unterhaltung mit dem neuen Bekannten. Er drehte sich, wie wenn er auf eine Anrede gewartet hätte, ganz herum, betrachtete mich von oben bis unten, schüttelte mit dem Kopfe und betrachtete mich wieder. Dann packte er mich an einem Knodknopf und stieß heraus: „So 'ne Ähnlichkeit is mer noch nich vorgekommen! Mer gönnt wahrhaftigen Gott meenen, er wär's.“

„Was für eine Ähnlichkeit meinen Sie?“

„No, die Ähnlichkeit mit dem, der in Bremerhaven wirt mitgam!“

„Vielleicht bin ich der gar selbst?“

„So sähn Se aus! Nee, nee, der is noch in Bremerhaven, den hab ich mit eegnen Dogen dort stehn sähn. Machen Se mer nur geene Dummeeten mit so 'ner Ähnlichkeit!“ Mit der Hand seine Mahnung unterstreichend, ging er zum Oberland hinauf.



Wachen Se mer nur geene Dummeeten...

Das Meinsein dauerte nicht lange. Aus einer Seitengasse kam ein Kollege spornstreichs auf mich zu. In ziemlichem Abstand noch begann er schon zu reden: „Friße, del hatte famos gemacht!“

„Wie?“ fragte ich neugierig.

„Na, del mit'm Zuspätkommen und mit'm Flugzeug. Del war doch alles ne abjelartete Felschichte. Del hab' id' gleich auf'm Schiff selagt, als id' dir da oben in der Luft jondeln sah!“

Der 1. Mai und der Friede

Als im Jahre 1889 auf dem internationalen Arbeiterkongress zu Paris die Feier des 1. Mai beschlossen und eingerichtet wurde, sollte sie vor allem eine Kundgebung für den Frieden sein. Und nicht nur eine Kundgebung. Söher setzen die Vertreter der Arbeiterbewegung ihren Ehrgeiz: den ersten Schritt zu einer Tat gedachten sie zu tun, die den Weltfrieden sichern sollte. Sie forderten die Abschaffung der stehenden Heere und die allgemeine Volkswaffenbewaffnung. Denn, so heißt es in der damals beschlossenen Kundgebung, das stehende Heer sei eine starke Armee im Dienste der herrschenden und besitzenden Klasse, die jeder demokratischen oder republikanischen Regierungsform feindlich gegenübersteht; es sei ein Werkzeug reaktionärer Staatsstürche und sozialer Unterdrückung. Es bringe Verletzung in alles bürgerliche Leben, indem es die Blüte der Jugend gerade während der Lehr- und Studienzeit ihrer Arbeit entzieht und in die Kasernen zwingt, so den Bürger, die Persönlichkeit, die Familie in ihrer Entwicklung bedrohend, die Arbeit, die Wissenschaft, die Kunst in ihrem Fortschritt hemmend. Endlich und hauptsächlich sei das stehende Heer eine ständige Kriegsgefahr, wie es in der Geschichte die unaufhörliche Ursache von Kriegen gewesen ist. Deshalb solle es beseitigt werden und an seine Stelle solle die bewaffnete Nation treten, gebildet aus allen kriegstüchtigen Bürgern, die sich nach Wohnbezirken ordnen und ihre Waffen jederzeit bei der Hand haben.

Wenn wir heute, nach 38 Jahren, an jenen pariser Beschluß zurückdenken, haben wir wenig Anlaß, zufrieden zu sein. Nirgends ist die allgemeine Volkswaffenbewaffnung durchgeführt, in allen kapitalistischen Staaten gibt es nach wie vor das stehende Heer. Nirgends ist seitdem auch nur ein ernsthafter Schritt zu seiner Beseitigung geschehen. Einzige und allein in Deutschland ist es verkleinert worden, und auch das leider nicht durch eine siegreiche Arbeiterrevolution, sondern durch die Niederlage im Weltkrieg.

Aber die Verkleinerung ist keine Abschaffung, ist nicht einmal eine Änderung seiner Wesensart. 100 000 Mann, viel zu wenig, um das Land zu verteidigen, genügen aber, um die demokratische und republikanische Staatsform zu gefährden, wie nach den Ereignissen, die seit Jahren die deutsche Öffentlichkeit unausgesetzt aufwühlten, wohl nicht weiter dargetan zu werden braucht.

Somit überall sind die stehenden Heere sogar noch größer geworden. Zumal Frankreich ist wieder furchtbar überlastet, und es erklimmt mit seinem neuesten Wehrgesetz den Gipfel des Wahnsinns im Kriegsrüsten. Dadurch erhalten andere Staaten einen neuen Vorwand zur Wüstung des Molochs. Wahnsinn ohne mildernes Weimort. Der unmittelbare Anlaß zum Ausbruch des Weltkrieges 1914 war ja, daß Frankreich das Weimort nicht mehr länger mitmachen konnte, daß es, wenn das so weiterging, den Zusammenbruch ohne Krieg vor sich sah.

Und wie Frankreich mit dem Landheer, so übernehmen sich England, die Vereinigten Staaten, Japan immer mehr

mit der Kriegsflotte. Und — ja nicht zu vergessen — auch das Italien des Herrn Mussolini will in dem allgemeinen Kriegszug der Mächte nicht stumm bleiben. Stehende Heere von gewaltiger Größe, starrende Waffenrüstung, wozu wir sehen.

So sind denn auch die Folgen natürlich dieselben geblieben. Die Generale und Säbelschäler müssen doch beweisen, daß sie notwendig und nützlich sind. Daher wird die Völkerverhetzung, der Mordspatriotismus unentwegt weiterbetrieben, als ob es nie einen Weltkrieg gegeben hätte, der uns mit seinen 15 Millionen Leichen zeigte, wohin das führt. Jeden Augenblick kleinere oder größere Reibungen und Zusammenstöße irgendwo auf dem weiten Erdenrund, und überall die Gefahr, die in die Flammen blasen. Dabei sind die Streitigkeiten noch nicht einmal die schlimmsten, die offen zum Ausbruch kommen, wie der Krack zwischen Mussolini und Albanien. Weit gefährlicher sind die Gegensätze, die hinter den Kulissen bleiben und nur ungerne, nur zufällig und stückweise einmal den Volksmassen angezeigt werden, die sie nachher ausbaden müssen, wenn die Diplomaten, gestützt auf ihre stehenden Heere, alles verpuffen haben. Man denke an den Kampf ums Öl zwischen England und Amerika!

Und gewissermaßen als Vollendung des schaurigen Gemäldes erblicken wir im Hintergrunde das brennende Shanghai, den Befreiungskampf der unterdrückten Chinesen und die überhebliche Einmischung der „zivilisierten“ Weltmächte mit ihren Kriegsschiffen und ihren stehenden Heeren.

Wahrlich, wir haben nach 38 Jahren wenig Anlaß zur Zufriedenheit!

Fragen wir aber nach den Ursachen eines so traurigen Ergebnisses, fragen wir, wie es möglich ist, daß in der langen Zeit nichts, rein gar nichts geschehen ist zur Abschaffung der stehenden Heere und zur Sicherung des Friedens, dann muß sich die Arbeiterschaft sagen, daß sie selbst nicht unschuldig an diesem unheilvollen Zustand ist.

Wissen wir doch, daß alle die aufgezeigten Vorgänge nur Folgen sind, Wirkungen einer tiefer liegenden Ursache. Haben wir doch von unseren großen Meistern gelernt, daß der Kapitalismus nicht leben kann ohne einen Staat, worin eine Klasse die andere ausbeutet und beherrscht; also nicht ohne ein stehendes Heer als Werkzeug der Beherrschung und Unterdrückung; und auch nicht ohne ständigen Vorstoß gegen die Kolonialvölker und nicht ohne die eifersüchtigen Zusammenstöße mit anderen kapitalistischen Staaten, die aus dem Wettbewerb der „gepanzerten Faust“ auf dem Kolonialmarkt erwachsen. Der Kapitalismus ist der Feind, der den Weltfrieden unaufhörlich bedroht.

Deshalb können wir den Ersten Mai nicht würdiger begehen als durch das feierliche Gelöbniß, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis unser Ziel erreicht ist:

Völlige Vernichtung der kapitalistischen und ihr Ersatz durch die sozialistische Wirtschaftsordnung.

Der Krieg als Zerstörer

(Nachdruck verboten)

Wohlfahrtsmäßig betrachtet, ist Armut ein Zustand, in dem die zur Lebensführung nötigen Mittel nicht vorhanden sind und nicht beschafft werden können. Arm ist danach nicht schon der, der kein Vermögen hat, sondern der nicht die Einnahmen hat, mit denen er leben kann. Arm aber auch ist der, der zwar Einnahmen hat, dessen Einnahmen aber zu einer geordneten Lebensführung nicht ausreichen. Wenn jemand zu geringe Einnahmen hat, sprechen wir von Dürftigkeit; wenn alle Stricke gerissen sind, sagen wir, daß das Elend eingezogen sei. Armut ist danach der mittlere Grad zwischen Dürftigkeit und Verelendung.

Was wesentlich und privat für die Armen getan wird, kann man vielleicht so mit dem Ausdruck „über Wasser halten“ bezeichnen. Der Arme rückt dadurch meist nur eine Stufe höher: von der Armut zur Dürftigkeit. Immerhin, diese höhere Stufe ist ein kleiner Fortschritt. Wie man auch immer die Armenpflege einschätzen mag, sie ist verdienstlich, je mehr es ihr gelingt, die Armenempfänger zu Einkommenempfängern heranzubilden, sie nach und nach so in den Stand zu setzen, daß sie sich ohne fremde Hilfe durchs Leben bringen können. Den arbeitsfähigen Armen kann durch Arbeit geholfen werden, die arbeitsunfähigen Armen bedürfen größerer Fürsorge. Arbeitsunfähig sind Kinder, Kranke und Altersschwache. Jede dieser Gruppen verlangt besondere Beachtung und eigene Behandlung. Alles dies sei hier nur kurz angedeutet. Denn für uns ist es wichtiger, wie man der Armut im großen ganzen bekommt, also die Armut in Wohlhabenheit unwardeilt.

Wer die Armut vermindern oder nach besten Kräften aus der Welt schaffen möchte, muß ihre Ursachen und ihre Gründe kennen, muß das Uebel an der Wurzel fassen. Viele solcher Wurzeln sind bekannt. Der Ursprung der Armut ist heute das kapitalistische System, das ist die Aneignung der Erzeugnisse der schaffenden Klasse durch eine die Produktionsmittel besitzende Minderheit, durch die Kapitalisten. Doch diese Hauptursache der Armut sei jetzt mal außer acht gelassen, um andere Ursachen der Armut zu betrachten. Zu den anderen bekannten Ursachen gehören: daß die Armut von Gott gemollt sei, daß sie von der Bevölkerungsvermehrung herrühre; daß sie durch Dummheit, Leichtsinns und Böllerei verschuldet sei. Reicht es, daß sie durch Faulheit und Verschwendung herbeigeführt werde. Daß dieser Vorwand, ist nicht zu bestreiten, aber an einem so lange bekannten und einem so verbreiteten Zustand ist der einzelne Mensch wohl kaum so schuldig, wie es von manchen dargestellt wird. Es müssen da schon Ursachen mit hineinwirken, die der einzelne Mensch nicht in der Gewalt hat, und so ist es in der Tat. Sehen wir einmal genauer zu, es wird sich ergeben, daß der heutige Zustand sehr verbessert werden kann. Allerdings nicht durch reicheres Almosengeben, sondern durch eine Verbesserung der Erwerbs- und Lebensgrundlagen. Unsere Auffassung ist: Fürsorge nur, wenn die Vorseorge und Vorbeugung versagt hat. Wie aber kann vorgebeugt und vorgebeugt werden?

Wohlfahrtsmäßig gesehen, handelt es sich darum, die zum Leben nötigen Güter herzustellen und den einzelnen Verbrauchern zuzuführen. Es ist gar nicht so wichtig, ob der eine etwas mehr oder etwas weniger besitzt, sondern daß jeder das unbedingt Nötige an Nahrung, Kleidung, Wohnung anschaffen und seine Kulturbedürfnisse in der ihm angemessenen Weise befriedigen kann. Nach den heutigen wissenschaftlichen und technischen Erkenntnissen wäre dies durchaus möglich. Diese Erkenntnisse sind aber noch nicht so durchgebrochen, wie es wünschenswert wäre. Aber immerhin: sie sind da! Es ist Aufgabe der Wirtschaftspolitik, diese Erkenntnisse zu verwirklichen.

Nur eins: die Reichtum vernichtenden Kriege müssen aufhören. Was nützt alle Erkenntnis, alle Geschicklichkeit, alle Anlagen, alle Vorräte, wenn die Menschen selber wieder zerstören, was sie aufgebaut haben. Der größte Verwüster ist der Krieg. Wer diese Dinge miterlebt hat, weiß ein Lied darüber zu singen. Im ersten Band seiner Einführung in die Nationalökonomie gibt Dr. D. Stille Beispiele für die Wertvernichtung, die jedem Menschen die Augen für diesen grimmigen Feind der Menschheit öffnen sollten. Er führt da etwa aus, daß durch den 30jährigen Krieg 14 Millionen Menschen umgekommen seien. Der Wiederaufbau der Wirtschaft habe Jahrhunderte gedauert. Dann hätten die napoleonischen Kriege die Völker sehr zurückgeworfen, zuletzt aber hat der Weltkrieg Kriege haben viel Gut und Blut vernichtet, aber hier seien nur die aller schlimmsten von den neueren genannt. Nach einer Berechnung von Victor Berger seien im Weltkrieg Sachgüter im Wert von 400 Milliarden Dollar vernichtet worden. Davon hätte in Deutschland, Österreich, Großbritannien, Frankreich und Rußland jede Familie ein Haus mit 200 Ar Land erhalten können.

Unrichtig ist es, zu sagen, die Kriegszerstörung bedeutete Vernichtung von über 100 Millionen Häusern der genannten Art, von Häusern für 402 Millionen Menschen, von Häusern im Gesamtwert von 400 Milliarden Dollar. Was vernichtet wurde, muß tatsächlich vorhanden gewesen sein. Wichtig müßte es heißen: Mit den 400 Milliarden Dollar hätten joundsviel Häuser gebaut oder angelegt werden können. Diese 400 Milliarden beruhen auf Schätzungen. Aber selbst wenn der tatsächliche Schaden nicht so groß gewesen sein sollte, ein glimmender Reichtumsvernichter war dieser Krieg. Daran kann nicht gezweifelt werden. Tene 400 Milliarden sollen wohl auch nur einen ungefähren Anhalt, ein Bild von der Verwüstung geben, die durch den Weltkrieg angerichtet wurde.

Wie den Kriegen vorgebeugt werden kann, ist eine besondere Angelegenheit. Daß ihnen vorgebeugt werden muß, wenn die Völker nicht immer in Armut zurückgeworfen werden sollen, ist klar. Norman Angel hebt in seinem Buch „Die falsche Rechnung“ besonders hervor, daß es auch falsch sei, zu glauben,

durch den Krieg könne sich ein Volk ein wettbewerbenbeses Volk vom Halse schaffen. Wörtlich: „Der Sieger steht im Gegenteil durch die Ausschaltung des Gegners schlechter da als vorher.“ Auch die Vereinigten Staaten haben als Ganzes nichts durch den Krieg gewonnen. Reicher wurden die Kriegs-Lieferanten, das Volksvermögen ging durch die Kriegsverluste zurück. Tatsache ist, daß die Vereinigten Staaten von dem Krieg beteiligten Ländern am verhältnismäßig wenigsten eingebüßt haben.

„Stidige Luft der Verärgerung“

Die Arbeitgebervereinigung für Düsseldorf und umgegend hat jochen ihren Geschäftsbericht für das verlossene Geschäftsjahr herausgegeben. In diesem finden wir über Zweck und Aufgaben der Arbeitgeberverbände folgende Äußerungen:

„Die Arbeitgeberverbände werden in der Öffentlichkeit fast durchweg als ausschließlich Kampfsverbände angesehen. Es wäre bebaulich, wenn sie ihre Aufgabe hierin erschöpfen würden. Die Verbände sind im Laufe ihrer Geschichte bewußt aus dieser Zielsetzung herausgewachsen und haben sich zu einer Standesorganisation emporgearbeitet, deren oberstes Gesetz es ist, eine ruhige und stetige Fortentwicklung des Betriebes zu gewährleisten. Sie stellen sich deshalb auch ganz selbstverständlich in den Gedanken des Ausgleichs zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein... Man hat kein Recht, die Arbeitgeberverbände zu ihrem Teil dafür verantwortlich zu machen, daß die soziale Spannung in den letzten Jahren nicht geringer geworden ist. Stilllegung, Rationalisierung, Abbau, Streckung, Arbeitslosigkeit — an diesen harten wirtschaftlichen Tatsachen rieb sich auch der Verständigungswille wund. Es wollte kein richtiges Vertrauen aufkommen: stets verdröht Mißtrauen die junge Saat, der Unternehmer klagt über soziale Lasten, der Arbeiter glaubt keine Ansprüche nur ungenügend erfüllt. Eine reizbare Stimmung, eine stidige Luft der Verärgerung, armen alle gemeinschaftlichen Verhandlungen, denen sich die Parteien nur unwillig und notgedrungen unterziehen, von der Erfolglosigkeit meist von vornherein überzeugt. Nichts ist dem Verständigungswillen abträglicher als diese Stimmung. Alle Reform muß hier einlegen, muß eine andere Bestimmung zueinander schaffen.“

Es wirkt lönlich, wenn die Unternehmerverbände bestreken, Kampfsverbände zu sein. Es wird sie niemand anders einschäben. Unweit Düsseldorf (in Mülheim/Ruhr) hat sich kürzlich eine starke Unternehmergruppe anlässlich der Geburtstagsfeier Rirdors zusammengeunden und zu erkennen gegeben, daß sie im Sinne des totgesagten Scharfmachergeistes weiterzuvirken gewillt ist. Bei dieser Kundgebung waren sicherlich auch Mitglieder der oben genannten Unternehmervereinigung. Denn der Stahltrust und andere Werke der Schwerindustrie haben bekanntlich in Düsseldorf ihren Sitz. Wenn man sich das ins Gedächtnis zurückruft, dann kann man die Behauptung, die Arbeitgeberverbände seien keine Kampfsverbände, nur als Schmus betrachten. Eine reizbare Stimmung, eine stidige Luft der Verärgerung soll nach dieser Verlautbarung das Kennzeichen der gemeinsamen Verhandlungen zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverbänden sein. Es ist in der Tat so. Deshalb verlangt jene Arbeitgebervereinigung eine Reform, die diese stidige Luft beseitigt und einer anderen Bestimmung Platz macht. Die Gewerkschaften würden es sicher begrüßen, wenn ein besseres Einvernehmen zwischen Kapital und Arbeit Platz griffe. Aber hier ist die Frage aufzuwerfen: An wem liegt denn diese verärgerte Stimmung? Die Unternehmer haben in den letzten Jahren und namentlich in der schmerzlichen Zeit der Währungsumstellung die reizbare Stimmung durch ihre Maßnahmen erzeugt. Rücksichtslos wurden den Arbeitern und Angestellten die beisehenden Ergebnisse der Revolution zum größten Teil genommen. Man bot Hungerlöhne und verlängerte die Arbeitszeit. Und als dann die Wirtschaft gesundete, als die Rentabilität der Industrie sich mehr und mehr hob, da mar es den Gewerkschaften nur unter äußerster Kräfteanstrengung möglich, die Lebenslage der Arbeiter und Angestellten in bescheidenem Maße zu verbessern. Durch diese Umstände wurde die stidige Luft der Verärgerung geschaffen. Wenn die Unternehmer im Rahmen des Möglichen die Forderungen der Arbeiterschaft zu erfüllen bereit sind, dann wird auch die reizbare Stimmung und die stidige Luft der Verärgerung abnehmen. Die Unternehmerverbände haben Gelegenheit, ihre neue Bestimmung durch die Tat zu zeigen.

Keine Arbeitslosenunterstützung

Der Moskauer „Trud“ berichtet in Nr. 67 vom 27. März 1927 folgendes: „Infolge fortschreitender Konzentration in den Bergwerken des Gurlinski Manganzerg in Tschiaturs (Kaukasus) sind 2000 Bergarbeiter arbeitslos geworden. Um ihnen eine Unterstützung zukommen zu lassen, zahlen die arbeitenden Bergarbeiter von ihrem Verdienst 1 bis in eine Unterstützungskasse, doch das ist natürlich völlig unzureichend. Die Versicherungskasse von Tschiaturs weist einen großen Unterkuß auf und gewährt Arbeitslosenunterstützung nur an 65 erwerbsfähige Bergarbeiter. Trotz dieser schwierigen Lage der Versicherungskasse gibt ihr die Versicherungszentrale für Gruben keinerlei Hilfe. Das Zentralomitee der Bergarbeiter hat beschlossen, darauf hinzuwirken, daß der notleidenden Versicherungskasse eine Beihilfe überwiesen wird.“

Gewerkschaftsbeiträge in Petersburg. Paul Krausasa Gafeta vom 16. Februar 1927 haben nach der längst erfolgten Neuregelung die organisierten Arbeiter und Angestellten monatlich folgende Gewerkschaftsbeiträge zu zahlen (in Rubel):

Beitrag	Sehr	Beitrag
20	0,2	100
35	0,4	200-299
50	0,75	über 300
75	1,2	

Die polnischen Metallarbeiterlöhne wurden um 7 bis erhöht. Der Lohnvertrag wurde in Warschau abgeschlossen und wird sechs Monate laufen.

Jedermann sein eigener Photograph. Aus Neu jork kommt die Meldung von einer Erfindung, des sogenannten „Photomat“, eines Bildautomaten, mit dem sich jedermann selbst photographieren kann. Der Erfinder ist ein gewisser Anatole Trojese, der für die Abfindung seiner Rechte von einer großen Betriebsgesellschaft mehrere Millionen Dollar ausgezahlt erhalten haben soll. Aber die technischen Einzelheiten der Erfindung wird folgendes berichtet: Der Aufnahmeapparat, der sich durch Einwurf eines Geldstückes einschalten läßt, ist in eine Art Telefonglocke eingebaut. Nach automatischer Regulierung des Siches werden von einer eingebauten Schnellkamera innerhalb von 20 Sekunden 8 Bilder aufgenommen, die auf verschiedene Stellen zeigen können. Der Bildstreifen läuft automatisch durch vier verschiedene Wädel; wird vermittels Wärmelicht getrocknet und fällt sie und fertig, auf photographischem Papier hergestellt, nach genau 7½ Minuten aus dem Apparat heraus. Da die Entwicklung von der Aufnahme vollkommen unabhängig ist, so ist es möglich, daß elke Person gleich hinter der andern, also in einer Stunde etwa 120 Bildstreifen aufgenommen werden können. Da jeder Streifen 8 Aufnahmen enthält, ist der Apparat also technisch imstande, in einer Stunde etwa 1000 Bilder herzustellen.

Dem mitteldeutschen Braunkohlenggebiet

Wie in Nummer 4 der Metallarbeiter-Zeitung berichtet wurde, war es den Anstrengungen der Gewerkschaftsvertreter nicht gelungen, die Arbeitszeit so zu gestalten, wie es für die Arbeiter nicht nur notwendig, sondern auch durchführbar ist.

Schon immer, ob es sich um eine Lohnherhöhung, Vertiefung der Arbeitszeit oder um sonstige Verbesserungen handelte, hat diese Unternehmerrunde geäußert: wenn auch nur der kleinste Teil der Forderungen Lasterade werde, sei der Weiterbestand ihrer Werke stark gefährdet.

Kann hat diese Kommission, bestehend aus drei Unparteiischen und Sachverständigen von beiden Seiten, ihre Arbeiten beendet und eine Entscheidung getroffen, und sich in einem Gutachten über die Möglichkeit einer Vertiefung der Arbeitszeit geäußert.

In allen Betrieben, in denen bisher die 12stündige Anwesenheitspflicht herrschte, die 11stündige einzuführen, worin mindestens 1 1/2 Stunden Pausen eingeschlossen sein müssen.

Dann wird darauf hingewiesen, daß es gerechtfertigt sei, daß die fehlende Löhne nicht geändert werden, und zwar weder zugunsten des Arbeitnehmers noch des Arbeiters.

Wegen einer Vertiefung der Arbeitszeit für die 24stündig durchlaufenden Betriebe (Zigarettenfabriken usw.) soll zwecks Anlernen von Jungarbeitern und Umstellung dieser Betriebe eine Frist bis 1. Juli 1927 gegeben werden.

Auf solchen Betrieben, wo am 1. Juli 1927 noch Pantan und Feuerleistungen im Gange sind, die zur Anpassung der Produktion an die veränderte Schichtzeit erforderlich sind, müßte die Belegschaft in dem durch diesen Umstand gebotenen Maße durch Beibehaltung der alten Schichtzeit vorübergehend überarbeitet werden.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände soll dann ein solches neues Arbeitszeitabkommen bis 31. Dezember 1928 Gültigkeit haben. Der Kommission erscheint es empfehlenswert, daß nach dem 30. Juni 1928 eine neutrale Stelle (zum Beispiel Reichsarbeitsministerium) eine umfangreiche Prüfung über die wirtschaftliche Wirkung der Schichtveränderung vornimmt, als Grundlage für die weiteren Verhandlungen.

Dah eine unparteiische Kommission nicht alle an sie gestellten Ansprüche erfüllen kann, ist selbstverständlich; aber dieses Gutachten

ist doch als ein Stützpunkt für die Wiedereröffnung des Dreischichtensystems, und sei es auch zum Beispiel erst zum Herbst d. J., nicht zu betrachten. Nun haben die Gewerkschaften schon seit einiger Zeit Maßnahmen getroffen, um nachzuweisen zu können, daß der Wille der Arbeiterschaft, den achtstündigen Tag zu verwirklichen, nicht nur berechtigt, sondern eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist.

Beim Schreiben dieser Zeilen kommt die Mitteilung, daß am 19. April d. J. die Verhandlungen beginnen. Das Reichsarbeitsministerium wird wohl, wie das Verhandlungsergebnis sich auch gestalten mag, einen Schlichtungsausschuß einsetzen.

Inflationsverluste der Gewerkschaften

In seiner Reichstagsrede über das Notgesetz kam Genosse Strömman auch auf die Inflationsverluste der Gewerkschaften zu sprechen. Er konnte dort folgendes feststellen: Man hat in den verflochtenen Wochen vom Abend der Kleinrentner und der durch die Inflation Geschädigten gesprochen.

In der Tat, hätten die Unternehmer nicht in der Inflation einen so vorzüglichen Bundesgenossen gehabt, das ganze Gewerkschaftsleben wäre ein anderes. Hieraus ergibt sich aber auch, wie notwendig die Stärkung und Kräftigung der Gewerkschaftsklassen ist.

Schriftenschau

Die Gewerkschaft, internationale Revue für Sozialismus und Politik, bringt in der Aprilnummer u. a. einen Aufsatz von Tang Leang-Ni, London, über die Kuomintang und die gelbe Revolution, der sich eingehend mit den politischen, ökonomischen und kulturellen Verhältnissen Chinas befaßt.

Die Gewerkschaftsbewegung in Schweden. Von Sigfrid Hansen. Internationale Gewerkschaftsbibliothek, Heft 6, 53 S., 1927. Verlag Internationales Gewerkschaftsbund, Amsterdam.

beiter und öffentlichen Angestellten usw. Diese Schrift, deren Verfasser bereits eine Reihe von Büchern über die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung und vieler Verbände seines Landes geschrieben hat, sei jedem Gewerkschaftler empfohlen.

Der Zukunftsstaat von Professor Karl Ballod (Atlanticus), Wirtschaftstechnisches Ideal und volkswirtschaftliche Wirklichkeit. 4. vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Skizzen und Tabellen. Kart. 4,50 M., Leinen 6 M. E. Laubach Verlagsgesellschaft G. m. b. H., Berlin W. 30.

Der Sinn der sozialistischen Arbeiterbewegung. Von Dr. E. Druder. Preis 0,25 M. Verlag Deutscher Arbeiter-Abstinenz-Bund, Berlin SO 16.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphische Adresse: Metallvorstand Stuttgart. Telefon-Nummern: S-A 628 41, S-A 628 42, S-A 639 90.

Mit Sonntag dem 1. Mai ist der 19. Wochenbeitrag für die Zeit vom 1. bis 7. Mai 1927 fällig.

Am 8. April 1927 traten die im Statut vom 29. August 1926 enthaltenen Unterstützungssätze zu § 9 Abs. 1 (Reisegeld), § 9 Abs. 1 (Überbedarfslohn), § 10 Abs. 1 (Erwerbslosenunterstützung) und § 18 Abs. 2 (Sterbegeld) in voller Höhe in Kraft.

Die Erhebung von Extrabeiträgen wird nach § 6 Abs. 5 des Verbandstatuts folgenden Verwaltungen in der angegebenen Höhe genehmigt:

Table with 5 columns: Verwaltung, für Mitglieder der Ortsgruppe, Beginn der Erhebung. Rows include Reutlingen, Ulm, etc.

Die Nichtbegleichung dieser Extrabeiträge hat Entziehung katastrischer Rechte zur Folge.

In letzter Zeit sind häufig Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet worden über Angelegenheiten, die ihre Erledigung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung hätten finden können.

Es wird deshalb darauf hingewiesen, daß sich alle Mitglieder an ihren Angelegenheiten zunächst an die zuständige Ortsverwaltung zu wenden haben. Nur wenn sich hierbei eine befriedigende Erledigung nicht erreichen läßt, ist die Angelegenheit entweder durch die Ortsverwaltung weitergeleitet oder von dem Mitglied selbst unter Befolgung eines Aufweises über die Mitgliedschaft dem Vorstand einzubringen.

Anforderung zur Rechtfertigung

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen.

Auf Antrag der Bezirksleitung Halle: Der Dreher Karl Ortloff, geb. am 27. Dezember 1905 zu Friedrichroda, Mitgliedsbuch Nr. 4.767.882, wegen unkollegialen Verhaltens.

Stuttgart, Kisteplatz 16. Der Verbandsvorstand. Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Kisteplatz 16.

Mifa Das Qualitäts-Fahrrad. 39-64-79-90 100 M USH. Direkt ab Fabrik!

Ernst Mess Nacht. Gelegenheits-Druckarbeiten. Billige böhmische Bettfedern.

Wer vorwärts kommen will. Lehrbuch für Metallarbeiter v. Vincent v. Ostrowski.

Frauen! Das Buch Die neue Anterschafft ist ein warmer Kampf gegen den § 218 und belehrt euch über die Frage der Geburtenregelung.

Leset die Betriebsräte-Zeitschrift. Geldbeutel. Bettfedern aus erster Hand!

Wetlamepreis nur 4 Mark. Unsere Leier erhalten 1 Uhr Nachlass und eine Kapell gratis bei Sendung dieses Preisers und Bestellung einer Uhr zum Preis von 5,50 Uhr oder mehr.

Die Spezialmarke für Fettenraucher Wiwa Rosenlieder. 11. Preisliste: 10 Stück 1,50 Uhr, franco. 50 Stück 5,50 Uhr, franco Nachnahme.

OPEL! 3 Motor. SHERLOCK-GES. m.b.H. BERLIN N 76. Hackescher Markt 2/3.

Käsepostreienhaus. Billige böhmische Bettfedern. Homocord-Elektro-Fernaufnahmen.

Homocord-Elektro-Fernaufnahmen. Arbeiter-Sängerchor 6. Bezirk Berlin. Jagdchor aus 'Die Jahreszeiten'.

Die Schallplatten der Gewerkschaftsmitglieder. Homocord-Elektro-Fernaufnahmen gesungen vom Arbeiter-Sängerchor 6. Bezirk Berlin.